

heute als Gnadenbild der kostbarste Schatz der Wallfahrtskirche zu Mariaschein ist. In der herrlichen Sage von Siegfried ist die Linde der einzige Baum, der Erwähnung findet. „Ein Lindenblatt, gar breit“, war es, das der Wind den im Drachenhaut badenden Helden auf die Schulter wehte und jene verwundbare Stelle schuf, die später Hagens verräterischer Speer am Brunnen, vom Lindenbaum beschattet, durchbohrte. Auch die Erinnerung an einige vaterländische Dichter ist mit der Linde verbunden. So ruht der Sänger der Messiade, Klopstock, unter Linden zu Ottersen. Bei Stuttgart heißt eine große Linde, in der schönen Promenade aufwärts nach der Höhe, die Uhlands-Linde. Vor dem Pfarrhause in Großwölkau stand die Gellert-Linde, woselbst der fromme Dichter das schöne Morgenlied geschaffen hat. Überall in deutschen Ländern grünen, blühen und duften die Linden, überall sind sie Zierden der Orte, Stolz und Freude der Bewohner.

„O Lindenduft, o Lindenbaum!

Ihr mahnt mich wie ein
Kindestraum,
wo ich euch immer finde.
Die Linde lieb' ich überaus,
es stand ja meines Vaters
Haus
im Schatten einer Linde.“

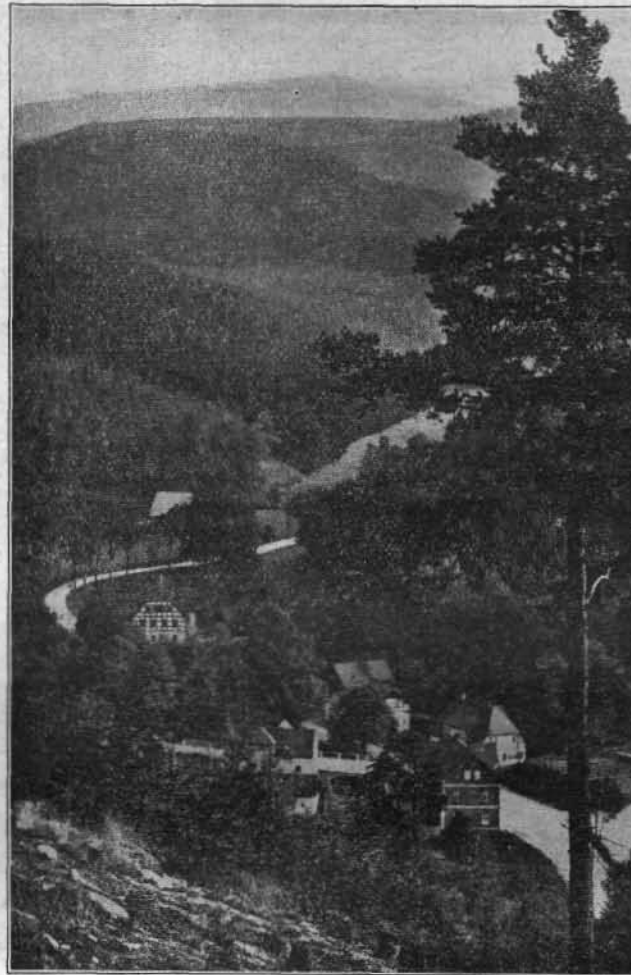
Teufelsteinsagen aus dem Erzgebirge

Auf unseren Wanderungen durchs schöne Erzgebirge kommen wir oft vorbei an Teufelssteinen, an einer Teufelsmauer oder eben an irgend einer Felsgruppe, die mit dem Teufel irgendwie in Verbindung gebracht werden. Hören wir nun aus einem alten erzgebirgischen Sagenbuch jetzt eine Teufelsage, aber gewöhnen wir uns dabei ja nicht das „Gruseln“ an, wenn wir an Herbsttagen vom Nebel überrascht vorbei müssen an diesen Teufelsmauern. Da ist zunächst die Sage von der „Teufelswand bei Blauenthal“. Die granitene Teufels- oder Steinwand liegt zwischen Eibenstock und Blauenthal am linken Ufer der Bockau, ungefähr 1000 Schritte von dem Punkte, wo sich dieses Wasser in die Mulde ergießt. In dieser Teufelswand befindet sich eine Höhle, von welcher die Sage folgendes erzählt: Als die Menschen in allerhand Vaster verfielen, verlor sich auch der allgemeine Wohlstand und drückende Armut folgte. Um aber das Elend zu vollenden, hatten sich zehn reiche Bösewichter vereinigt, alle gute und gangbare Münzen, deren es damals bei weitem nicht so viel gab, als heutzutage, an sich zu bringen, damit in fremde Länder zu ziehen, sie daselbst mit jüdischem Gewinne gegen schlechte umzutauschen, diese ins Land zurückzuschaffen und nach und nach unter die Leute zu bringen. Dies gelang ihnen auch und zwar noch besser, als sie gehofft hatten.

Einst fuhrn sie auch mit einem Wagen Geld den böhmischen Wald hinan und gedachten noch vor Einbruch der Nacht eine Herberge zu erreichen. Da zogen von Norden herauf finstere, schwere Gewitterwolken; der Sturm sauste durch die hohen Fichten und riß so manchen Stamm mit seinen Wurzeln aus dem Boden. Die Reisenden konnten unmöglich weiter kommen und suchten deshalb ein nahes Obdach. Bald kam einer von ihnen

mit der Botschaft zurück, daß er unfern der Straße auf einer Anhöhe ein unbewohntes Schloß gefunden habe, in welchem sie wenigstens das Gewitter abwarten könnten. Sie ließen ihre Knechte bei dem Wagen und begaben sich an den bezeichneten Ort. Die Burg mochte schon lange von niemandem bewohnt gewesen sein, denn nur noch ein einziges Zimmer schützte unsere Reisenden vor dem herabstürzenden Regen. Sie setzten sich an eine halbvermorschte Tafel und nahmen die nötige Speise zu sich. Plötzlich tobte der Sturm noch schrecklicher, heftiger ergoß sich der Regen, dreifach durchkreuzten sich die Blitze und dreimal krachte der Donner. Im Nu stürzten die Mauern der Burg zusammen und ein gespaltenen Felsen stieg aus ihren Trümmern empor. Unten am Wege aber

lagen die von den Donnerschlägen betäubten Knechte unter dem Wagen, und sie erholten sich erst, als der Mond wieder die Wolken zertheilte. Mit Schrecken sahen sie nun, daß das Geld vom Wagen verschwunden war. Eben mochte die Mitternachtsstunde geschlagen haben, als eine lichte Gestalt sich dem Wagen näherte und durch langsame Winken den zitternden Knechten befahl, zu folgen. Sie taten es und kamen an einen hohen Felsen. Von selbst sprang eine steinerne Tür auf, und sie traten in ein Gewölbe, wo ihre Herren an einer Tafel saßen und Geld zählten. Keiner sah sich um. Da sagte die Gestalt zu den Knechten folgende Worte: „Geht hin und erzählt, was Ihr gesehen habt. So lange sind diese zehn Unholde verdammt, Geld zu zählen bis einst ein Mann geboren werden wird, der zehn Armen ohne Eigennuß Wohltaten erzeigt. Diesem sei es vergönnt, wenn er mit dem Kraute, welches Lunaria heißt, den Felsen berührt, dieses Gewölbe zu öffnen und alles vorhandene Geld mit sich zu nehmen.“ Die Gestalt verschwand, und die Knechte lagen wieder unter ihrem Wagen. — Zu Zeiten soll ein großes Getöse in der Teufelswand gehört werden, welches sich seit einigen Jahren sehr vermehrt haben soll.



Luftaufnahme Blauenthal mit Teufelsberg (1020 m).

Sind wir nun einmal bei der wilden Ecke von Blauenthal angelangt, so lassen wir uns auch noch einige andere Sagen erzählen, betitelt: „Das graue Männel bei Blauenthal“. Wenn man auf der Straße von Burkhardtsgrün nach Blauenthal geht, so hat man, ehe die Muldenbrücke erreicht wird, zur linken Hand einen Waldbezirk, welcher das „graue Männel“ heißt. Dieser Name soll von folgender Begebenheit herrühren. Einst herrschte in Blauenthal und Umgegend die Pest. Da waren Holzhauer in dem genannten Walde, die unterhielten sich beim Vesperbrot und klagten über das viele Sterben. Auf einmal stand ein graues Männel vor ihnen, das ihnen vorher unbemerkt zugehört hatte; dasselbe sagte: „Trinkt Bärenwurz und Baldrian, so kommt ihr alle gut davon!“

An der Plänerleite zwischen Blauenthal und Zimmerbach liegt ein zerklüfteter Granitfelsen, welchen man wegen seiner Form die Steinwand nennt. Weiter oben nach dem Zimmerbach zu aber quillt der „Goldbrunnen“, aus welchem man einst Gold gewaschen hat. In der Steinwand jedoch öffnete sich einst an einem Karfreitage, als in Eibenstock die „lateinische Vitane“ gefungen wurde, eine Höhle, u. wenn jemand durch das Tor derselben hineingegangen wäre, hätte er dort große Schätze gefunden.

Ann-Christin *liebt nur einmal*

Roman
von
Susi
Teubner

(31. Fortsetzung.)

Ann-Christin lächelte vor sich hin, ganz eigenartig. Sie lächelte über Bob Walter hinweg, der sich in seinem schlechten Gewissen direkt glaubte, dicken zu müssen. Doppelt und dreifach schämte sich der junge Herr Polizeileutnant, und er überlegte am nächsten Tage lange, ob er überhaupt ins Krankenhaus gehen sollte. Dann aber entschied er sich, doch zu gehen, damit Ann-Christin wenigstens einen ihrer beiden Männer — so hatten sie sich beide immer in ihrer weinigen Stimmung bezeichnet — bei sich hatte.

Aber richtig, Bobs unangenehme Ahnung ging in Erfüllung. Ann-Christin fragte: „Schläft Ernesto immer noch?“

Und als der dumme Junge, der Bob, nichts anderes zu tun wußte, als kummervoll vor sich hinzunicken, da nickte auch Ann-Christin vor sich hin, aber ihr Lächeln war eine Nuance trauriger: also war der Ernesto wohl doch zu der gesunden Lore — zu seinem Lorekind gefahren.

Ann-Christins Lippen sprachen die ganze Nacht lautlos vor sich hin: Lorekind! Lorekind? Klingt das eigentlich schön? Lorekind. Wenn Ernesto das sagt . . .

Es ist nicht ganz leicht, mit einem Beinbruch und einer Gehirnerschütterung festzuliegen. Es ist auch nicht ganz leicht, im Krankenhaus zu liegen.

Ernst von Dedden sagte wirklich: „Lorekind. Guten Tag, Lorekind.“

Er hatte es vorgezogen, den ersten Feiertag in Königsberg zu übernachten und sich gründlich auszuschlafen. Gerade vor die kleine Lore mit den großen Grundzügen durfte er nicht mit verzweimelten Augen treten.

Der Bauernhof lag ganz weit hinten in Ostpreußens Wäldern, in jenen Gegenden, von denen der Berliner denkt: Hier gibt's keinen Tisch und keinen Stuhl, hier liegen die Menschen noch auf Bärenhäuten, möglichst auf selbst-erbeuteten. Von Dedden hatte zwar nicht diese Vorstellung von den masurischen Dörfern, aber er war auch noch nicht hierher gekommen, staunte und freute sich deshalb über die sauberen, neuen, kleinen Häuschen.

Und ein Winter war hier! Weihnachtlicher, weißer Winter! Mit weißem Tuch waren die masurischen Gefilde, die so viel Blut getrunken, zugedeckt. Im Ostwind tanzten Schneewirbel über die Felder, als schritten sie zum Totentanz. Als die Sonne hervorkam, sah es aus,

als wäre es ein Hochzeitsreigen. das macht die Sonne! Von einem Wirtshaus telephonierte Ernst von Dedden mit Lore Buchhöfer.

„Der Weihnachtsmann ist da“, meldete er sich, als sie an den Apparat kam.

„Hoffentlich hat er mir viel Sachen mitgebracht — ich war sehr artig“, antwortete sie prompt darauf.

Ernst fiel ein Stein vom Herzen: wenigstens ließ sie ihn nicht einfach stehen. „Na, du kleines braves Mädel — dann mach' mir mal einen schönen Maitrant — von wegen der Kälte! Viel Rum, wenig Zucker, gar kein Wasser.“

Bauer und Bäuerin waren einverstanden. Natürlich blieb der Gast über Nacht. Das geht hier im Osten gar nicht anders. Es wurde ein günstiger Abend. Dem folgte am nächsten Vormittag ein Spaziergang mit der kleinen Lore bei schöner Lust und in guter Aussprache.

„Jetzt bin ich übrigens auch einverstanden damit, deine ehemalige Frau kennenzulernen.“

„Wie? diese Sinnesänderung?“

„Gar keine Sinnesänderung — ich kann nur keine anderen Verhältnisse leiden. Es ist nett von dir, Ernst, daß du noch mal hergekommen bist. Von Mund zu Mund, von Auge zu Auge ist eine Klärung immer noch leichter.“

„Trotzdem muß ich sagen, daß dein Brief schon sehr klar und vernünftig war — aber ich wollte mich doch selbst davon überzeugen, daß es dir ernst war.“

„Na, höre mal, da kennst du mich aber schlecht, wenn du meinst, ich hätte nur so dahergeredet, beziehungsweise geschrieben.“

„Nein, nein, versteh' mich recht — ich wollte dir in deine lieben Guckeln sehen, um festzustellen, ob du dir den Brief innerlich abgerungen hast oder ob du's mit Zufriedenheit getan hast.“

„Nun bist du hoffentlich von letzterem überzeugt.“

„Ja“ — es klang überzeugend.

„Ja“ — wiederholte sie, siehst du, wir wollen zufrieden sein, daß wir beide etwas „Exotik“ kennen gelernt haben, auch in menschlicher Beziehung. Unsere Liebe war wie das Fieber da unten: auf und nieder — einen Tag ist man beinahe frei davon, so lau ist sie geworden, am anderen Tag brennt sie wie Feuer und zerreißt einen vor Weh.“

„Das hast du sehr hübsch gesagt.“



Der Hohentwiel

Im Hegau ist ein dem Staat Württemberg gehörender freistehender Rhonolithkegel mit einer großartig mächtigen Burgruine, welche neben dem Hohenneuffen in der Schwäbischen Alb die umfangreichste in Schwaben und im deutschen Reich ist. Die nie von Feindeshand eroberte Festung überrascht durch die Kühnheit und Macht ihrer alten Bauten, welche verwegend auf den Felsen sitzen. Sie sind von Konrad Widerhold im 30jährigen Krieg geschaffen worden und widerstanden fünf schweren Belagerungen. Im Jahre 1800 wurde die Feste ohne Schwertstreich den Franzosen ausgeliefert, welche sie unter Bruch des Vertrages zerstörten. Berühmt geworden ist der Hohentwiel durch den historischen Roman „Ekkehard“ von Viktor von Scheffel

„Na — war's nicht so? Das war für südamerikanisches Klima. Ich hab' es dir ja schon geschrieben, wie anders alles in Deutschland ist — die Luft, der Sinn, der Verstand, ja auch, das heißt vornehmlich das Gefühl.“

„Mit allem bin ich einverstanden. Wenn du mir eins versprichst, daß du immer zu mir kommst, wenn du Hilfe brauchst.“

„Klar. Warum denn nicht. Ich hab' dir ja schon gesagt: ich will auch gern deine Frau kennenlernen. Die muß nämlich sehr ordentlich sein.“

Ernst lachte, halb über Lores Ausdruckweise, halb, weil er sich geschmeichelt fühlte. „Woher weißt du?“

„Das denke ich mir so.“ Sie wandte ihm freimütig ihr Gesicht zu. „Also — versprechen ist albern. Aber selbstverständlich besuche ich meinen Freund Ernst.“

„Und du schreibst ihm auch.“

„Auch das — wenn's sein muß. Aber nicht oft. Dafür ist zuviel Arbeit.“

Und sie schüttelten sich beide die Hände. Plötzlich bekam Lore ein Spitzbubengesicht. Blitzschnell beugte sie sich. Einen Schneeball formend und ihn dem Ernst an die Nase kleben, war eins.

Die ewig junge, die ewig vergnügte Schneeballschlacht entbrannte, und sie endete damit, daß Ernst von Decken die Lore zu packen kriegte und ihr einen Kuß gab. „Das war mein letzter Kuß für dich“, sagte er triumphierend.

„Und das ist meine erste Backpfeife für dich.“ Es klatschte recht ordentlich. Sogar Lores Finger waren auf der von der Kälte doppelt empfindlichen Haut zu sehen.

Dabei strahlten ihn aber die tiefblauen Augen so vergnügt an, daß er den ersten Schreck, den winzigen Funken Zorn, der auftauchen wollte, schnell vergaß. „Du bist eine Mordsmarjell geworden.“

Jetzt lachte er übers ganze Gesicht: „Und wer zuletzt lacht, lacht am besten, ätsch!“

Als Ernst von Decken wieder in die Krankenstube zu Ann-Christin kam, wurden ihre Augen gar kein bißchen froher. Mit müdem Lächeln nahm sie seine Rosen in Empfang. Sie fragte nicht, wo er gewesen war, und er sprach nicht davon.

So wurde es ein etwas erzwungenes Beisammensein.

Bis — ja, bis sie ihn bat, eine Zigarette zu rauchen. „Tu's ruhig, es stört mich nicht“, redete sie ihm mit so viel Eifer zu, wie sie dessen fähig war, denn sie wollte ihm eine Freude damit bereiten.

Sie konnte es dabei wirklich nicht ahnen, daß ihr selbst eine große, große Freude wurde. Ohne viel zu denken, folgte sie den Bewegungen seiner Hände. Schmale, etwas nervöse Hände hatte er. Links trug er den Siegelring. Aber — Ann-Christin rieb sich die Augen — da fehlte ja der schmale Goldreif unter dem Siegelring. Ernesto trug keinen Verlobungsring mehr!

Wer nicht wußte, weswegen, konnte meinen, daß ein Fieber-

schauer über die franke Frau zog, eine franthafte Rôte kam und ging in ihren Wangen, ihre Augen glänzten ganz festsam.

Ernst von Decken hatte gerade seine Zigarette angezündet, er blies den ersten Rauchring zufrieden in die Luft und sah Ann-Christin glücklich an. Da sah er, wie das Blut kam und ging bei ihr, wie ihre Lippen zitterten, als wüßten sie noch nicht, ob sie lachen oder weinen sollten.

„Ann-Christin“, rief er, „Ann-Christin, ist dir nicht gut, soll ich klingeln? Man bekommt ja einen greulichen Schreck, wenn man dich so sieht.“

„So?“ Sie wehrte mit der Hand ab, dann richtete sie die Augen auf ihn, und er glaubte, einen großen Berg Glück darin zu sehen. Aber er konnte sich auch getäuscht haben, meinte er nachher zu sich, denn sie sagte: „Ernesto, Lieber, geh jetzt, aber komm bald wieder.“

Ernesto beugte sich über ihre Hand und ging. Noch lange hörte er ihre letzten Worte in seinen Ohren nachklingen — ihre geliebte Stimme, die, wenn sie müde war, beinahe wie ein Singen klang.

So unglaublich es vielleicht sein mag, das aber war für diese Frau der Quell, aus dem sie die Kraft zum Gesundwerden nahm, daß der Ernesto keinen Verlobungsring mehr trug. Als er es ihr etwas später einmal zeigen und erzählen wollte, lächelte sie nur ganz eigenartig, und der Ton ihrer Worte wirkte eher ablehnend als erfreut und interessiert, bestimmt jedenfalls ziemlich gelangweilt:

„Ich weiß, ich hab's schon mal gesehen.“

Darauf schwieg Ernst von Decken. Er war sogar leicht gekränkt, daß sie nicht mehr Anteilnahme zeigte, aber weil sie doch noch so schwach war, bemühte er sich, ein freundliches Gesicht zu machen, und beide haben das Thema dann nicht weiter berührt.

Ann-Christin genügte vorläufig die Gewißheit vollkommen, daß Ernesto nicht zu der gesunden Lore gefahren war, um bei ihr zu bleiben, sondern um sich endgültig von ihr zu lösen. Die näheren Umstände waren gar nicht von Bedeutung. Nein — es genügte ihr vollkommen dazu, daß die schlimmen Kopfweh-anfälle seltener wurden, daß die Schmerzen im Bein nachließen. Man sieht wieder einmal, es war nur Wille notwendig . . .

Als der allererste Frühling mit lauem Westwind ins Zimmer kam, war Ann-Christin die meiste Zeit schon außerhalb des Bettes und konnte sich auch erstaunlich gut dabei bewegen. Sie stützte sich jeden Tag etwas weniger auf ihren Stock.

(Schluß folgt.)



So sieht es im Schanghaier Bahnhofsviertel aus. Bei den Bombenangriffen der japanischen Flieger auf Schanghai wurde der Südbahnhof und die ihn umgebenden Straßen besonders getroffen, weil die japanischen Flieger dem Bahnhof seine strategische Bedeutung für chinesische Truppenverstärkungen nehmen wollten. — Die auf unserem Bilde sichtbare Straße grenzt unmittelbar an den Südbahnhof.

(Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

„Ich weiß, ich hab's schon mal gesehen.“

Darauf schwieg Ernst von Decken. Er war sogar leicht gekränkt, daß sie nicht mehr Anteilnahme zeigte, aber weil sie doch noch so schwach war, bemühte er sich, ein freundliches Gesicht zu machen, und beide haben das Thema dann nicht weiter berührt.

Ann-Christin genügte vorläufig die Gewißheit vollkommen, daß Ernesto nicht zu der gesunden Lore gefahren war, um bei ihr zu bleiben, sondern um sich endgültig von ihr zu lösen. Die näheren Umstände waren gar nicht von Bedeutung. Nein — es genügte ihr vollkommen dazu, daß die schlimmen Kopfweh-anfälle seltener wurden, daß die Schmerzen im Bein nachließen. Man sieht wieder einmal, es war nur Wille notwendig . . .

Als der allererste Frühling mit lauem Westwind ins Zimmer kam, war Ann-Christin die meiste Zeit schon außerhalb des Bettes und konnte sich auch erstaunlich gut dabei bewegen. Sie stützte sich jeden Tag etwas weniger auf ihren Stock.

(Schluß folgt.)

Demnächst beginnen wir in den „Erzgebirgischen Heimatblättern“ mit dem spannenden Roman:

Das Mädchen der Bastille

Schwarzbach im sächsischen Erzgebirge

Südlich des etwa tausendjährigen Bergstädtchens Elterlein, an der Talstraße nach Schwarzenberg, liegt das Erzgebirgsdörfchen Schwarzbach. Umgeben von Wiesen, Wäldern und Feldern gewährt es mit seinen zum Teil über hundert Jahre alten Fachwerkbauten einen reizvollen Anblick und bietet Städtern Ruhe und Erholung. In dieser einst völlig mit Wald bedeckten Gegend ist Schwarzbach um das Jahr 1200 als ausgeprägtes

Walddorf der ostdeutschen Kolonisation entstanden.

Von 1240 bis 1536 gehörte es zu dem 1236 gestifteten

Zisterzienser-Kloster Grünhain. Bis zum Jahre 1806 hatte das Dorf

eigene Gerichtsbarkeit, was durch ein noch vorhandenes Protokollbuch aus den Jahren 1510—1806 nachgewiesen ist. Am oberen Eingang des Dorfes steht rechts Hackbeils Gasthof mit schönem Saal, links Robert Friedrichs Holzschleiferei mit Holzwarenfabrik. Hier ist als Antriebskraft eines der größten Wasserräder unserer Umgegend zu sehen. Mitten im Dorfe befindet sich unweit der Posthilfsstelle die „Deilmühle“. Nicht weit davon wurde 1933 ein

großer Turn- und Sportplatz geschaffen. Gegenüber grüßt weiterhin mit dem Glockenturm die hundertjährige Dorfkirche, umgeben von Eichen und dem Friedhofe. Davor erinnert ein Ehrenmal an die 11 Toten des Weltkrieges. Weiter sei die Pappensfabrik erwähnt, die vor etwa 25 Jahren anstelle der abgebrannten sogenannten Hechtmühle errichtet wurde. Südlicher erblickt man Bayers Gasthaus und das schmucke Schulhaus. In dessen Nähe steht eine etwa hundert Jahre alte Mühle und Bäckerei (frühere Gehlertmühle) und das alte Erbgericht. Die Eiche an der Straßenkreuzung Waschleithe- Langenberg wurde 1913



aus Anlaß der 100jährigen Wiederkehr der Befreiungskriege gepflanzt. Aus der Zeit, wo ein Kalkbruch mit 7 Ellen mächtigem Lager betrieben wurde, rühren noch die zum Brennen des Kalkes verwendeten großen, steinernen Defen neben dem Tännichtgut und dem Hilliggut her. Das Dorfsende bildet schließlich das Hammergut Tännicht, das im Jahre 1500 als ein bedeutendes Hammerwerk von Caspar Klinger errichtet wurde

Nooch'n Feieroohmd

Dr Kanenier Fochtig / Walter Schimm
Chemnitz.

Wie se weit virn Krieg ne Fochtig-Wilhelm nooch Wurzen ze de 78er eigezugen hattn, mußt ar doch a en Beruf agabn, un do hot ar ze dan Büroschwung geseht: „Schreib nār Posementierr!“, odr in Wirklichkeit war dr Wilhelm de lektn Gahr dohar off de Gahrmarkt ströblig gewaln un hatt alle möglichen Exzessen dorch. Wenn's bei dr Krieline Krach gabn hatt, half dr Helm im Hippedrom als Stallborsch aus odr ar fand bei dr Ringkämpftrupp, die off de Gahrmarkt Wetttringe vurs Publekum vraftaln tat, Unnerkunft. Su warsch vrsichtlich, döß dr Wilhelm bei de Schausteller un Ringkämpfer bekannt war wie e gutr Nordheiser.

Wie jeds Schtädte, su hatt a Wurzen sen Gahrmarkt. Obr ben Miletär merket mr do wenig von settn Fastlichkät. Su war dr Kanenier Fochtig ganz drschtaunt, wie ar am Sonnohmd virn Gahrmarkt mit noch paar Kameradn ben Bäcker für dr Batterie Brot fassn tat, döß ne äns off dr Schultr kloppet un freidig mit „Grüß Gott, Wilhelm!“ begrüßet. Is war dr Direktir von dr Ringkämpftrupp, die zon Gahrmarkt offn Fastplatz gastieret. Se fräetn sich alle häde übr dos uerwartete Wiederfähe, un su nabnbei fröget dr Direktir ne Wilhelm: „Haste morgn Zeit, Helm?“ De könnst uns de Kasse fülln halfn, wenn de Dei Mitwirking fir paar Wettkampf offn Schignplatz zusoogst?“ — „Dos tät eich su passen“, mänet dr Kanenier drauf, „ihr macht e Pompngeschäft — un iech — nā, do ward nisch draus!“ — „De brauchst's net imesist ze machn, Helm, e Taler fällt schie ob!“ Dan Taler hätt dr Wilhelm gut gebrauchn könne — odr ar hatt bissel e Soldatnliebe. un mit dare hatt 'r schie virn Sonntig Be-

stelling ausgemacht, un vrsen wollt ar sei Friedel a net, schie vrwagn de Wärscht, die se eitel geschläft bracht. Weil nu dr Befreite zon Födrmachn trieb, meenet dr Fochtig-Wilhelm zom Abschied: „Wenns klappt, foch ich eich heite Ohmd mol auf, do könne mer allemol noch drierberredn. Lab wuhl einstweiln!“

Dr Verdienst von e Taler ging ne Kanenier ne ganzn Nachmittig im Kopp rim, un noch dr Dienstaussag machet dr Wilhelm fix Ohmdbrot un stieslet drauf nei ins Schtädte. Bearcht hot ar sei Friedel aufgesocht, die bei en Fleeschermeeßer off dr Hauptstrotz als Dienstmädel in Schtelling war. Sei Gumpfer tat gerode ne Lodn rauswaschen, wie dr Wilhelm an Schaufenster natrot. Mit en ausgemachtn Pfiff tat dr Kanenier seine Awesenheit kund un freidig kam a is Friedel ageschprunge, die nu von ihrn Schamstrich gelei über dr Verdienstmöglichkeit unnerriicht wur. „Ich bie ja net su drbaut drierbr, Wilhelm“, jacht de Friedel, „obr wenn de dein Spaß dra hast, will ich dr net hinnerlich sei!“ „Gut, Friedel, iech war dr Freikarten vrsorgen, do kaste nocherts imesist off de Ringkampf aufpassn, un wenn iech paar sette Karlln hiegepfaffert hob, könne mr allemol noch ze Tanz gieh!“

Nochdem nu Uebereistimming drzielt war, machet dr Wilhelm nünner ofn Gahrmarktsplatz un sochet ne Schaustellermogn, wu de Ringkämpfr drinne hausetn. Dos war ein Hallo, wie dr Wilhelm sei Zustimmung gob, daß ar morgn firn Taler un guts Ohmdbrot de Aushilf übernamme wollt.

Am Sunntignochmittig stand unner dan vielen Gahrmarktsbesochern a dr Kanenier Fochtig, un horchet geschpannt offn Direktir, dar ausschreie tat: „Ist etwa jemand da, der mit einem der Ringer einen Wettstreit ausführen möchte? Wir zahlen 5 M